Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Erinnerungen an Tolstoi
Autor: Morosow, Wassilij
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572490

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

politischen Richtungen und Ueberzeugungen gegenüber zu üben fähig war. Er war dazu imstande gerade deshalb, weil er selber eine abgeklärte und gefestigte politische Ueberzeugung besaß; denn weit besser und unbefangener vermag derjenige andere Meinungen zu ertragen und zu würdigen, der selber eine Ueberzeugung besitzt, die in allen Fällen durch eigenes Denken, durch eigene Seelenarbeit errungen sein muß, wenn sie Wert und Bestand haben soll. Bei Billeter traf das zu, und so kam es, daß er als überzeugtes Mitglied der freisinnigen Partei doch das uneingeschränkte Vertrauen aller Parteien genoß. Er verstand die für einen Mann in hoher öffentlicher Stellung so unerläßliche Kunst, bei aller parteipolitischen Ueberzeugungstreue doch über den Parteien zu stehen.

Vor allem aber war denen, die ihn näher kannten, der Verstorbene teuer durch seinen freudigen Glauben an das Volk, durch seinen herzstärkenden Optimismus, der besonders in dem von ihm aufs trefflichste verwalteten Finanzwesen des vereinigten Zürich so herrlich über alle Schwarzseherei triumphierte, und durch seine heiße Liebe für unsere Stadt Zürich. Das war das Größte an ihm. Er trug kein sehnlicheres Verlangen, als die gesamte Einwohnerschaft der Stadt Zürich mit derselben begeisterten Hingabe an das Gemeinwesen zu erfüllen, die ihn selber beseelte, einen eigentlichen „Bürgersinn" zu schaffen, der nicht zu verwechseln ist mit einem engherzigen und selbstgefälligen Lokalpatriotismus, wohl aber die Freude an der eigenen Heimat, die Liebe zur eigenen Heimat, das Verständnis dafür, was sie Schönes und Großes bietet, und das Gefühl einer heiligen Verpflichtung, für sie alles zu tun und zu leisten, dessen man fähig ist, unter allen Bürgerpflichten und Bürgertugenden obenan stellt. Stadtpräsident Robert Billeter war ein Vorbild des echten Patriotismus, der zuerst die eigene Familie, das eigene Haus, die eigene Heimat, das eigene Vaterland wohlversorgt wissen will, bevor er sich den Kopf darüber zerbricht, wie andern Leuten, andern Vaterländern und dem kranken Weltall im allgemeinen geholfen werden könnte. Unermüdliche Pflichterfüllung in erster Linie da, wo er selber hingestellt war und hingehörte, befähigte ihn dann aber auch am allermeisten dazu, zu sehen und zu verstehen, was an andern Orten Tüchtiges geleistet wurde, und schaffte seinen Worten Eindruck auch dann, wenn er über anderes als das ihm Nächstliegende sich in seinem freimütigen und klugen Sinne äußerte. Das Wohl der Stadt, das öffentliche Interesse, das waren Dinge, mit denen er nicht spielen ließ. Wo er sie gefährdet glaubte oder wo ihm ein verletzendes und ungerechtes Mißtrauen in die Stadtverwaltung entgegentrat, da konnte er im Bewußtsein seiner reinen und lautern Absichten auch etwa scharfe Worte brauchen, und seine Augen konnten Blitze schleudern. Man sah, es war ein ganzer Mann und ein Charakter, der aus ihm sprach, und man respektierte ihn deshalb nicht weniger, wenn er sich vielleicht auch einmal irrte. Wie man aber zu ihm und seinen Anschauungen stehen mochte, nirgends wird, soweit sein Name bekannt war, der leiseste Widerspruch sich erheben, sondern es darf die allgemeine und restlose Zustimmung ruhig vorausgesetzt werden, wenn an seinem Grabe gesagt wird: Er war ein guter Mensch. Seine irdische Laufbahn hat eine Lichtspur hinterlassen. Er suchte und förderte der Stadt Bestes. Seine Arbeit war dem Vaterlande nützlich.

S. Zurlinden, Zürich.

Erinnerungen an Tolstoi.

Nachdruck verboten.

Von Wassilij Morosow (1850—1914[1]).

Mit einer Kunstbeilage und acht Abbildungen im Text.

Vorbemerkung.

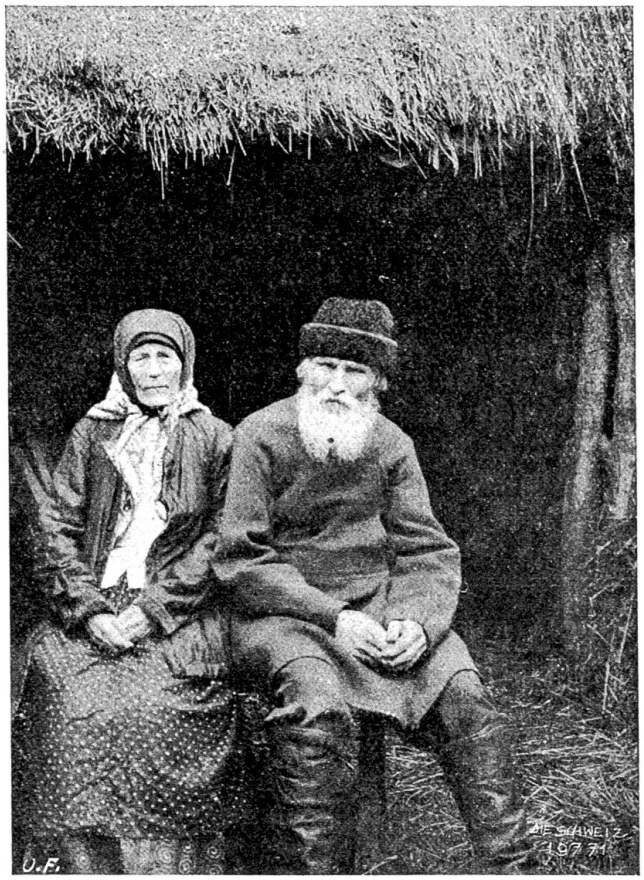
Wir bringen in dieser Zeitschrift, die den Anfang der „Erinnerungen an Tolstoi" veröffentlicht hat (s. „Die Schweiz" XIX 1915, Nr. 5—8), nun auch den Schluß zum Abdruck, in der Meinung, daß die Leser, denen die ersten Kapitel dieser zugleich humoristischen und rührenden Er-

[1]) Aus einem in Aussicht genommenen Buche „Erinnerungen eines Jaßnopoljaner Schülers an Lew Nikolajewitsch Tolstoi (1859—1861)".

zählung gefallen haben, auch das Weitere und das Ende nicht ungern lesen werden. Wir fügen dem Text wieder einige Abbildungen bei. Die Bilder zeigen das Dorf Jaßnaja Poljana, das zu so großer Berühmtheit gelangt ist, den Teich, in dem die Kinder badeten, Bauerntypen und liebe Kindergesichter aus jener Gegend, Landschaften mit den für das russische Land so charakteristischen Birkenwäldern usw. Zur Erleichterung der Aussprache haben wir die Namen, so oft sie zum ersten Mal vorkommen, mit Akzenten versehen. Einzelheiten, die der Verfasser aus seiner Erinnerung erzählt, haben wir hie und da durch Parallelstellen aus den Schriften Tolstois belegt. Was uns Morosow hier erzählt, ist nicht erdichtet, sondern hat sich alles auch so zugetragen, und eher noch dürfte man dem Verfasser eine zu große Genauigkeit vorwerfen als ein Abirren von dem, was wirklich gewesen ist. In der Wahrhaftigkeit und Treue der Erzählung liegt aber ihr ungewöhnlicher Reiz.

Ludwig Berndl, Zürich.

* * *



Bauerntypen aus der Gegend von Jaßnaja Poljana.

I.

Während unseres letzten Schuljahres ereignete sich bei uns fast täglich etwas Neues. Eines Tages saßen wir in der Schule und lernten. Da kam Lew Nikolajewitsch zu uns herein und sagte: „Wißt ihr, was ich euch zu sagen habe?"

Wir spitzten die Ohren und dachten: „Was mag das wieder sein?"

„Morgen kommen die Gymnasiasten aus Tula mit ihren Lehrern zu uns; sie wollen sehen, wer besser lernt, sie oder wir."

Am andern Morgen begann der Wettstreit. Schon früh standen wir an der schwarzen Tafel und rechneten die Aufgaben. Die Aufgaben selbst waren nicht so schwer, wie die Angst und Scheu vor den Neuangekommenen drückend war, besonders im Anfang. Es war, als ob sich da feindliche Mächte gegenüberständen. Sie sahen auf uns wie auf etwas noch nie Dagewesenes, wir auf sie wie auf etwas höchst Seltenes. Doch überwanden wir unsere Scheu, sie ihre Scham. Wir machten uns an die Lösung ein und derselben Aufgabe, die zu gleicher Zeit ihnen und uns aufgegeben war. Und da begann ein Aufschreiben, Dividieren, Multiplizieren, Subtrahieren und Bruchrechnen, und wir vertieften uns so in unsere Aufgabe, daß wir darüber unsere Gegner völlig vergaßen. In der Arithmetik waren bei uns Romanzów und Koslów die Stärksten, sie lösten die Aufgaben zuerst und sagten zu Lew Nikolajewitsch: „Nun, haben wir die Aufgabe richtig gelöst?"

Lew Nikolajewitsch sagte: „Ich denke: Richtig!"

Lew Nikolajewitsch wandte sich an den Lehrer der Gymnasiasten und sagte: „Wir sind fertig, wir haben die richtige Zahl herausbekommen."

„Auch wir sind gleich fertig," sagte der Lehrer.

Bei ihnen war die ganze Tafel mit Zahlen bedeckt, und die Aufgabe war falsch gelöst.

Lew Nikolajewitsch wandte sich freundlich an uns, ohne die andern zu demütigen: „Schön, ihr habt es gut gemacht; nur hier bei den Brü-

Kinder aus Jaßnaja Poljana und benachbarten Dörfern.

chen habt ihr etwas ausgelassen. Sonst ist alles gut gegangen."

In allem, was in unserer Schule gelehrt wurde, maßen wir uns mit den Gymnasiasten und standen in keinem Gegenstand den Stadtherrlein nach. Wir verabschiedeten uns von ihnen freundschaftlich, als Gleichgestellte, und Lew Nikolajewitsch war sowohl mit uns wie auch mit ihnen zufrieden. Nur sagte er, als sie fort waren: „Sollen einmal nachdenken!"

Dieser Abend wurde uns zum Feste. Alle waren heiter und glücklich. Wir spielten Ball mit Lew Nikolajewitsch und tollten bis zum Umsinken. Dann saßen wir auf der Terrasse, unterhielten uns, scherzten und erzählten Märchen, schreckliche und lustige, sangen Lieder und improvisierten scherzhafte Verse.

Lew Nikolajewitsch war überhaupt ein großer Freund von Scherzen und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo er ein bißchen lachen konnte. Uns gab er die verschiedensten Namen. Tarás Fokánow nannte er „Múrsik", mich „Wáßka, den Knirps", Kirjúschka „gebranntes Oehrlein" usw. Einst fragte ich ihn: „Wie könnte man Sie wohl nennen?"

„Wißt ihr nicht, wie man mich als kleines Kind genannt hat? Habe ich es euch noch nicht gesagt?"

„Nein!"

„Mich nannte man ‚Blase'!"

Wir fingen an zu lachen und sagten: „Warum hat man Sie denn ‚Blase' genannt?"

„Ich war dick, aufgeblasen, wie eine Melone; darum nannte man mich, Blase'."

II.

Einst sagte Lew Nikolajewitsch zu uns: „Schreibt mir Briefe!"

Verdutzt standen wir da, und da wir nicht wußten, was wir schreiben sollten, fragten wir ihn: „Welche Briefe? Und was sollen wir schreiben?"

„Nun, beschreibt, was ihr zu Hause macht und wie ihr lebt!"

Als wir mit unsern Briefen erschienen und diese, einen nach dem andern, übergaben, las er sie für sich durch, gab niemand eine Antwort. Er las alles durch, nahm darauf einen Brief und begann ihn laut vorzulesen: „Lew Nikolajewitsch! Wir sind arm; wenn Sie mir aber Geld geben, fange ich einen Handel an und werde reich. Danila Koslów."

Lew Nikolajewitsch las den Brief, legte ihn hin und sagte: „Solche Briefe, Koslow, sind nicht gut. Solche Briefe gefallen mir nicht."

Darauf las er einen andern Brief und sagte zu mir: „Morósow, hast du nur die reine Wahrheit geschrieben?"

„Sie hießen uns doch schreiben, was wir machen und wie wir leben, und ich habe, wie mir scheint, die volle Wahrheit geschrieben."

Lew Nikolajewitsch lächelte mir zu, wie wenn er mir für den Brief danken wollte, und murmelte etwas, das ich nicht verstand.

III.

Einst las Lew Nikolajewitsch mit uns ein Buch. An den Titel des Buches erinnere ich mich nicht mehr; aber es war ein gutes Buch. Wir gingen das Buch satzweise durch, und ich richtete an Lew Nikolajewitsch viele Fragen. „Lew Nikolajewitsch, könnten Sie wohl selbst auch so ein Buch zusammenstellen?"

„Ich weiß nicht."

Nach Beendigung der Lektüre sagte Lew Nikolajewitsch zur ganzen Klasse: „Laßt uns doch auch irgend etwas schreiben, etwas ausdenken!"

Wir machten uns sogleich ans Dichten. Wir fingen an nachzudenken, fanden aber keinen rechten Stoff und wußten nicht, wie wir beginnen sollten.

Bauerntypen aus der Gegend von Jaßnaja Poljana.

„Nun, man könnte zum Beispiel von einem Greise anfangen. Wie soll man einen Greis beschreiben?"

Lew Nikolajewitsch sagte als erster: „Nun, vielleicht so: ‚Es steht ein Greis am Fenster'." Er schwieg eine Weile still, dann sagte er: „Nun, wer setzt es fort?"

Alle schwiegen still, suchten einen Reim. Was aber weiter zu schreiben wäre, sagte wieder Lew Nikolajewitsch: „Wie ist er gekleidet?"

„In einen schäbigen Mantel," sagte Makárow.

„In einen zerrissenen Mantel," verbesserte Lew Nikolajewitsch. „Nun, wie geht's weiter?"

„Und auf der Straße schält ein Bauer rote Eier," sagte ich [2]).

Das Dichten erwies sich als zu schwer, wir gaben es also auf. Da bekam Lew Nikolajewitsch Lust, wieder etwas Neues anzufangen, und wir beschlossen, einen Aufsatz zu schreiben, wir drei: Lew Nikolajewitsch, Makárow und ich. Sofort machten wir uns an die Arbeit, und alles ging wie am Schnürchen. Bald sagte Lew Nikolajewitsch etwas, bald Makárow, bald ich. Keiner gab sozusagen dem andern etwas nach, wir waren alle drei Schriftsteller gleichen Ranges. Eine ganze Seite hatten wir schon vollgeschrieben und eine andere angefangen, Lew Nikolajewitsch war entzückt über unsere Fortschritte und sagte ein übers andere Mal: „Wie wunderbar die Sache vorwärtsgeht! Wie herrlich! So Gott will, bringen wir's zu Ende und lassen es drucken. Da kann noch ein Buch draus werden!"

In meiner Seele regte sich der Neid. Ich dachte, wenn er es drucken läßt, werden es die Leute lesen und sagen: „Das hat Lew Nikolajewitsch geschrieben." Das wollte ich aber durchaus nicht, und ich sagte daher zu Lew Nikolajewitsch: „Lew Nikolajewitsch, wie wollen Sie's denn drucken?"

Lew Nikolajewitsch verstand meine Frage nicht und blickte mich an: „Wie meinst du das? Wir wollen es eben drucken lassen!"

„Nein, Lew Nikolajewitsch, drucken Sie

[2]) s. Tolstoi, Pädagog. Schriften, Jena 1911, II 79.

Bauerntypen aus der Gegend von Jaßnaja Poljana.

uns alle drei: Makarow, Morosow und — wie ist Ihr Familienname?"

„Tolstói."

„Nun gut, dann drucken Sie auch alle drei: Makarow, Morosow und Tolstów [3]!"

Lew Nikolajewitsch lächelte und sagte: „Das wollen wir tun, wir wollen alle drei Namen drucken lassen."

Was in diesem berühmten „Werke", wie Lew Nikolajewitsch sich äußerte, stand, weiß ich nicht mehr, und es kam nie ans Licht, weil die Kameraden es zur Anfertigung von Klappern verwendet hatten [4]. Lange trauerte Lew Nikolajewitsch um das verlorene Werk. Vergebens versuchten wir, es wiederherzustellen. Eine ganze Nacht blieben wir auf und machten uns gemeinsam an die Arbeit, aber umsonst. Was wir nach vielem Hin- und Herstreiten später aufschrieben, war lange nicht mehr so gut wie das zuerst Geschriebene, und Lew Nikolajewitsch hörte nicht auf, um das Verlorene zu trauern. Trotzdem ließ Lew Nikolajewitsch nicht nach und sagte zu mir: „Morósow, schreibe du mir etwas!"

„Was soll ich denn schreiben, Lew Nikolajewitsch?"

„Schreibe, wie du angefangen hast, dich deiner selbst zu erinnern, schreibe deine ersten Erinnerungen, wie alt du damals gewesen bist, fünf oder sechs Jahre, wie ihr damals gelebt habt und an was du dich sonst noch erinnerst!"

„Gut, Lew Nikolajewitsch, ich will es schreiben!"

So betrat ich denn die Laufbahn eines Schriftstellers, schrieb lange und grübelte viel. Das Geschriebene las Lew Nikolajewitsch durch und sagte stets: „Gut, sehr gut. Fahre nur so fort!"

Ich grübelte weiter; aber endlich wurde es mir langweilig. Die Sache schien mir weit genug gediehen, und ich wünschte jetzt Schluß zu machen. Zum Schluß schrieb ich: „Und seitdem fing es an, uns besser zu gehen."

„Lew Nikolajewitsch, sehen Sie einmal nach, ob es schon genug ist!"

„Gut, sehr gut!" sagte Lew Nikolaje-

[3]) Den Bauern im Gouvernement Tula ist der Name Tolstoi nicht geläufig, sie sagen, wenn sie schon zur Seltenheit einmal seinen Familiennamen nennen, Tolstów.

[4]) Auch hierüber berichtet Tolstoi in seinem Aufsatz „Sollen die Bauernkinder bei uns schreiben lernen oder wir bei ihnen?" (s. Leo N. Tolstoi, „Pädagogische Schriften" I 263 ff., Ausgabe von Raphael Löwenfeld, verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1911, und zwar S. 278 f.). Zu der Uebersetzung des oben genannten Aufsatzes wäre zu bemerken, daß der Uebersetzer aus irgend einem Grunde den Namen „Fedjka" (Morosow) stets mit „Fritz" wiedergibt; ein anderes Kind nennt er „Hans"; die übrigen Namen sind richtig wiedergegeben: „Gawrjucha" usw.

Hauptstraße von Jaßnaja Poljana.

witsch, rollte das Papier zusammen und steckte es zu sich. „Das werde ich drucken lassen."

In meinem Herzen traute ich seinen Worten nicht; aber bald sah ich meine Erzählung gedruckt unter dem Titel „Soldatenleben", den Lew Nikolajewitsch meiner Erzählung gegeben hatte [5]). Ich freute mich über meine Erzählung, fühlte mich gehoben und tat mir etwas darauf zugute, daß ich sozusagen der erste Schüler der Jaßnopoljaner Schule war.

Es kamen viele Leute, Schulmänner, Freunde und Bekannte von Lew Nikolajewitsch, ich wurde mit Lob überschüttet, und in meiner Seele war eitel Freude und Glück. Lew Nikolajewitsch selbst lobte mich nie und behandelte mich nicht anders als die andern; aber ich fühlte, daß er mich lieb hatte.

Oft blieb ich, wie dazu abkommandiert, in seinem Hause bei ihm über Nacht, schlief mit ihm im selben Zimmer, auf der Diele. Er liebte Gesang und Klavierspiel; ich aber besaß eine gute Stimme. Und wir sangen oft zusammen seine Lieblingslieder.

In der Schule erhielten wir auch Unterricht im Kirchengesang. Mehr als einmal fuhren wir nach Dworiki zur Kirche, um mit Lew Nikolajewitsch im Chor zu singen. Lew Nikolajewitsch sang im Baß [6]). Seine Stimme war kräftig und gut. Ich hatte eine Altstimme und sang gut. Im Singen bekam ich von Lew Nikolajewitsch immer die beste Note, 5, der er bisweilen noch ein Sternchen hinzufügte. Manchmal setzte er rings um die 5 lauter Sternchen, etwa so: Einen schöneren Lohn konnte ich mir nicht vorstellen.

IV.

Der dritte Frühling kam ins Land, unsere Schule wurde in die Ferien geschickt. Es fiel uns schwer, uns von Lew Nikolajewitsch zu trennen. Aber es mußte ja sein. Wir waren schon halbwüchsige Jungen und waren auf dem Felde nötig. Wir arbeiteten auf dem Feld; aber unsere Gedanken waren in der Schule, bei Lew Nikolajewitsch. Zur Sommerszeit sahen wir ihn selten, weil es die heißeste Arbeitszeit war, da einem die Arbeit über den Kopf wuchs. Wir sahen uns nur zu den Feiertagen, wo es als Sünde galt, zu arbeiten. Wir liefen zu Lew Nikolajewitsch und spielten und plauderten und freuten uns mit ihm.

Einst saßen wir mit Lew Nikolajewitsch auf der Terrasse seines Hauses. Ich erinnere mich nicht, an welchem Feiertag es war, ich weiß aber, es war in den letzten Tagen des August; denn man begann die Frucht vom Felde heimzufahren. Und da entspann sich ein Gespräch, das Nachdenken und Ueberlegung erforderte.

[5]) s. Tolstoi, Pädagogische Schriften, I 283 ff. Tolstoi veröffentlichte diese Erzählung in seinem Journal „Jaßnaja Poljana" als eine bemerkenswerte Schülerarbeit.

[6]) Hiezu bemerkt der russische Herausgeber der „Erinnerungen", Alekfej Petrowitsch Sergejenko, der selbst zu dem engern Freundeskreis Tolstois gehörte: „Die Stimme Lew Nikolajewitschs war nicht Baß, sondern eine höhere Tonlage. Aber vielleicht schien den Kindern seine Stimme sehr tief im Verhältnis zu ihren hellen Stimmen."

Lew Nikolajewitsch erzählte von Krieg und Kriegsnot, erzählte, wie er gegen die Türken gekämpft und was er nicht alles, alles da gesehen hätte, viel Schreckliches, Verwundete, Erschlagene, Kranke, und wie die Doktoren den Verwundeten die Beine absägten, die Hände abschnitten, ein durchschossenes Auge herauszogen. Und es gab keinen unter uns Schülern, der sich unter dem schreckhaften Eindruck der Erzählungen Lew Nikolajewitschs nicht zu einem Knäuelchen zusammengeballt hätte. Zum Schlusse sagte er: „Ich wurde dieses Schreckens übersatt, bat Gott um schnelle Beine und entfloh nach Hause."

„Ich hätte es geradeso gemacht," sagte Tschernów.

Man stellte Fragen an Lew Nikolajewitsch. Alle, auch die Schweigsamsten, begannen zu reden, schalten die Türken Unchristen, wie es deren keine schlimmern gebe, fragten, was, warum und wozu die Kriege wären, und Lew Nikolajewitsch versuchte, es uns zu deuten.

Ignát fragte: „Lew Nikolajewitsch, hast du dort auch Menschen erschossen?"

Lew Nikolajewitsch lächelte, sah Ignat an und sagte: „Nein, Ignat, ich habe, denk ich, keinen einzigen Menschen erschossen, und ich gestehe, daß ich kaum eine Flinte abgefeuert habe."

Ignat: „Ah, so ein Held bist du? Wozu bist du dann in den Krieg gezogen?"

Lew Nikolajewitsch schwieg ein Weilchen, dann antwortete er, es sei aus Kleinmut geschehen. Und wieder schalten wir über die Türken und auch über unsere Leute, die Russen. „Warum nur haben sie sich mit ihnen eingelassen!" Unsere Unterhaltung wurde hitzig geführt, ein jeder brachte vor, worin er selbst sich stark fühlte, und Lew Nikolajewitsch konnte nur selten ein Wort dazwischen werfen. Er saß da, hatte ein Bein über das andere gelegt und guckte nur in unsere Gesichter. Endlich beruhigten wir uns, und Taráß sagte: „Kinder, es ist genug geschwatzt! Der Teufel mag's wissen, warum sie sich schlagen!"

Kirjuschka sagte: „Wenn wir groß sind, werden wir es erfahren, wir werden es aus den Büchern lesen."

Tschernow erklärte: „Nie und nimmer bringen sie mich unter die Soldaten. Lieber sterben!"

Romanzow sagte: „Verschreie nichts! Kein Hühnchen geht freiwillig zum Schmaus; der Koch zieht's an den Flügeln heran."

Die Unterhaltung über den Krieg stockte, und Lew Nikolajewitsch sagte: „Lassen wir dieses Gespräch für ein anderes Mal! Jetzt aber will ich euch etwas Neues erzählen. Wollt ihr es hören?"

Alle wollten es hören.

„Hört, was ich mir ausgedacht habe," begann Lew Nikolajewitsch; „laßt uns jetzt die Sache beraten, über die ich nachdenke: ich will mein Gut, überhaupt das ganze herrschaftliche Leben, aufgeben, unter die Bauern gehen, mir eine Hütte am Ende des Dorfes bauen, ein Bauernmädchen heiraten, will arbeiten, wie ihr alle, mähen, pflügen, jede Arbeit tun."

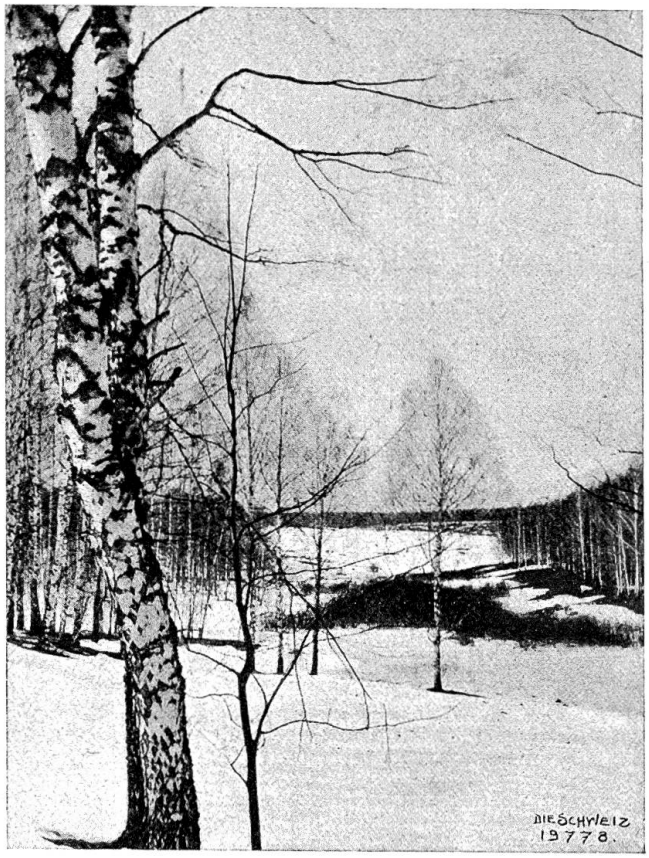
„Wie? Ein Taglöhner wollen Sie werden? Wollen sich von den Leuten auslachen lassen?" rief Ignat.

„Warum denn Taglöhner? Ich werde für mich, in meiner Wirtschaft, für die Familie arbeiten."

„Nun, und wenn schon: wo willst du denn mit deinem Eigentum hin?" fragten wir.

„Was für ein Eigentum? Das Land?

Der Jaßnopoljaner Teich,
in dem Tolstoi mit seinen Schülern zu baden pflegte.



Aus der Umgebung von Jaßnaja Poljana.
Birkenwälder, wie sie für die russische Landschaft charakteristisch sind.

Wir wollen es unter alle verteilen, es soll euer und unser sein, alle sollen daraus Nutzen ziehen, und allen soll es gleicherweise gehören."

„Wie aber, wenn man Sie auslachen wird? Seht, wird man sagen, das ist der verarmte Bárin Tolstów, er ist zum Bettler geworden, er arbeitet selbst. Werden Sie sich denn da nicht schämen?" fragten wir.

Lew Nikolajewitsch fing an, die Worte scharf zu betonen, wie wenn er mit Erwachsenen spräche. „Was für eine Schande meint ihr denn? Daß man selbst arbeitet? Haben sich denn eure Väter je geschämt, selbst zu arbeiten? Worin besteht denn die Schande? Wenn sich ein Mensch durch eigener Hände Arbeit nährt, so ist das keine Schande, umgekehrt: eine Schande ist es, daß ich nicht arbeite, daß ich besser lebe als ihr, ja, dessen schäme ich mich. Ich esse, trinke, fahre spazieren, spiele auf dem Instrument, und immer ist es so langweilig. Ich denke: Bist ein Taugenichts, hast keine Gemeinschaft mit den Leuten. Ich denke, so zu leben, wie ich lebe, das ist eine Schande; wenn ich mich aber bei euch eingewöhnen könnte, würde mir um vieles leichter sein."

Lew Nikolajewitsch heftete seinen Blick auf Ignat, warf einen flüchtigen Blick auch auf mich und die andern und sagte: „Nun, Ignat, beschließen wir's?"

Die Frage war uns neu und wundersam und unerhört und höchst seltsam. So beredt Ignat sonst auch war, diesmal brachte er kein Wort hervor. Wir wurden alle ganz still. Ein unbestimmter Zweifel regte sich in uns, ob Lew Nikolajewitsch es ernst meinte. Es war, als ob jeder nachdächte, ob Lew Nikolajewitsch die Wahrheit spräche oder ob er nur scherzte; denn wie konnte man aus einem Barin zum Bauern werden? Mir schwebte die ganze schwere Feldarbeit vor, und ich unterbrach als erster das Schweigen.

„Nein, Lew Nikolajewitsch," sagte ich, „es geht nicht, es ist zu schwer. Geredet ist leicht, und von weitem sieht es ganz einfach aus; aber in der Wirklichkeit ... Versuch's einmal, oj, oj!" Ich stand auf, bückte mich, legte die Hand ans Kreuz und zeigte, wie meinem Vater manchmal das Kreuz wehtat und wie er sich das Kreuz mit Rettichsaft einrieb.

Lew Nikolajewitsch lächelte und sagte: „Nun, wird es denn nach dem Einreiben besser?"

„Wie denn nicht? Man reibt sich ein und lebt wieder auf."

Lew Nikolajewitsch lächelte und schrieb sich mit dem Bleistift etwas in sein Büchlein ein. Es entspann sich unter uns ein ungezwungenes Gespräch, die Zungen lösten sich, man begann wichtige Fragen zu beraten, wie man Lew Nikolajewitsch verheiraten, wie man es ihm häuslich einrichten, wie man eine recht gute Braut für ihn aussuchen könnte, die recht arbeitsam wäre, und wenn sich im eigenen Dorf keine fände, würde man in einem fremden Dorf, in Kasnatschéjewka oder in Baburinó, Umschau halten müssen. Sich zu verheiraten wäre keine Kleinigkeit, man könnte es später sehr zu bereuen haben;

es wären das keine Pasteln [7]), die man wegstellt, wenn sie abgetragen sind. Und wir unterwiesen ihn in den kleinsten Kleinigkeiten. Er saß da, guckte allen ins Gesicht, lächelte, fragte hin und wieder etwas und schrieb sich etwas in sein Büchlein ein.

Da plötzlich wurde unser Gespräch unterbrochen — man kann sagen an der interessantesten Stelle — durch Iwán Radiónytsch, einen stotternden Greis, der ganz allein dastand, einen Jáßnopoljáner Bauer. Er hatte lange unbemerkt an der Linde gestanden und das Ende unserer Unterhaltung abwarten wollen. Er verlor aber endlich die Geduld, nahm die Mütze ab, spie sich in die Hände, strich sich die Haare zurück und näherte sich, wie ein zur Unzeit getränktes Pferd, mit kurzen Schritten, der Terrasse, fiel auf die Knie, stemmte sich mit dem Kopf gegen die Erde und kaute stotternd die Worte hervor: „Eu-eu-euer Erlaucht! Lie-lie-lieber Mensch, ver-gib!"

Lew Nikolajewitsch trat aus unserm Kreis, ging drei Stufen hinunter und fragte: „Höre, um was bittest du mich?"

Iwan Radionytsch antwortete nichts, sondern flehte bloß: „Eu-eu-eure Erlaucht! Lie-lie-lieber Mensch, vergib!"

Lew Nikolajewitsch fragte nochmals: „Was soll man dir vergeben? Vielleicht bin ich schuld? Steh auf, Iwan Radionytsch, wir wollen miteinander reden!"

Aber Iwan Radionytsch hatte sich vorgenommen, Lew Nikolajewitsch das Wörtchen „Ich vergebe" zu entlocken und stand daher nicht auf.

Lew Nikolajewitsch, der augenscheinlich gereizt war, da er nicht wußte, wie er den Trotzkopf Iwan Radionytsch zum Reden bringen sollte, ging die Stufen vollends hinab, kniete nun selbst auch vor Iwan Radionytsch nieder, neigte gleichfalls den Kopf bis zur Erde und sagte: „Iwan Radionytsch, vergib auch du mir, um Christi willen, und laß uns aufstehen und miteinander reden!"

Iwan Radionytsch, der nun sah, daß er den Grafen in eine peinliche Lage gebracht hatte, stellte sich mit Mühe auf die Beine, und auch Lew Nikolajewitsch erhob sich. „Nun, jetzt laß uns reden! Um was bittest du?"

„I-i-i, ich bin schu-u-uld, Erlaucht!" begann er mühsam die Worte zu dehnen, die ihm in der Kehle stecken blieben.

Wenn einer einen Stotternden ansieht, so stottert dieser noch mehr, ich habe es an mir selbst erfahren; mit Lew Nikolajewitsch aber war es stets leicht zu reden, er belästigte einen nie mit seinem Blick, und wenn er mit solchen Leuten sprach, die leicht verlegen wurden, wandte er den Kopf zur Seite und hörte nur zu.

Die Bitte des Iwan Radionytsch bestand darin, daß Lew Nikolajewitsch ihm die Strafe erlassen sollte, die ihm dessen Verwalter auferlegt hatte, weil seine Pferde im herrschaftlichen Garten geweidet hatten. Der Verwalter hatte die Pferde, gleichsam als Faustpfand, inzwischen bei sich eingestellt; die Buße aber bestand in zwei Rubel für jedes Pferd.

Lew Nikolajewitsch sagte: „Hole dir deine Pferde! Ich wünsche auch keine

Waldwinkel bei Jaßnaja Poljana.

[7]) Bastschuhe.

Buße. Dem Verwalter aber sage, daß er die Pferde, wenn er mein Eigentum schonen will, hinaustreiben, aber nicht bei sich eintreiben solle!"

„Vi=i=ielen Dank, Er=laucht, un=unser lie=lie=ber Mensch!"

Wir erhoben uns alle und fingen an, uns von Lew Nikolajewitsch zu verabschieden, baten ihn, ins Dorf zu kommen, den Reigen zu führen und zu sehen, wie Grischa Lichmatschów tanze.

(Fortsetzung folgt).

Drü Liedli vo daheime

von Walter Morf, Bern.

Sälbísch und jítz

Mängísch het mer ds Müettí grüeft:
„Bueb, es nachtet scho!
Mueß dr ds Bettzüüg usegä
Oder soll dí ds Huurí näh?
Wottsch jítz ynecho!"

„Müettí," ha=n=í sälbísch gseít,
„Cha=n=í no chly sy?
Hans und Chrischte sy no da,
Cha=n=í no chly mít ne gah,
Nume no=n=e chly?"

Mängísch ha=n=í síder gseít,
Wenn e Nacht ísch cho:
„Müettí, chönntí nume chly
Für=n=es Rüngli by dr sy!
Müettí, í möcht cho!"

Säge heizue und daheime

Wie der Chummer uf=n=es Härz,
Drückt es Dach so schwär
Uf vier Müürli. Und í bí
Z'längscht Zyt nie daheime gsí —
Wie ísch's da so läär!

Wie=n=í vor em Hüslí stah,
Blínzle d'Schyblí: Lue,
Meje undrem fyschtre Dach,
Oepper ísch no dínne wach,
Jítz, was seísch drzue?

Was í gseít ha? Níd es Wort!
's ísch e=n=eígetí Sach,
Nímmt eím ds Müettí obeny
Und mí cha daheíme sy
Undrem Schärmedach...

Ds Müettí

Eínísch, wo=n=í heí bí cho,
Ha=n=ís obenyne gno:
„Müettí," ha=n=í zue=n=íhm gseít,
„Lue, dy Bueb wírd läng und breít!
Säll, dä wachset nóüme schträng?
's düecht mí fascht, du chlynísch geng!"

Da luegt ds Müettí heíter dry:
„'s chunt dr wohl, blybsch níd geng chly!
I ha z'längscht Zyt d'Burdí treít,
Wo mer ds Läbe zwäg het gleít.
Het me=n=eínísch Läbtigs gnue,
Wachst me halt dem Bode zue!"

Kriegslied

Bríegg, Büeblí, bríegg!
De Vatter mues ín Chríeg,
De Vatter leít de Sabel a,
De Vatter íst en totne Ma —
Bríegg, Büeblí, bríegg!

Freu dí, Büeblí, freu!
De Vatter íst en Leu;
Er schützt ís Heímet, Herd und Hus
Und jagt de Fínd zum Ländlí us.

Freu dí, Büeblí, freu,
De Vatter íst en Leu!

Lach, Büeblí, lach!
Flínte, Böller, chrach!
Jetz íst de gräßlech Chríeg verby,
De Vatter zíeht als Sieger y —
Lach, Büeblí, lach!
Flínte, Böller, chrach!

Otto Naegelí, Ermatíngen.

□ □ □